

Theas Vermächtnis

von Tina Hörchner



Thea und Ben

Ich steckte den Schlüssel in meine Wohnungstür und drehte ihn langsam um. Meine Armbanduhr zeigte weit nach einundzwanzig Uhr an; ich fühlte mich kaputt und erschlagen, wie durch den Fleischwolf gedreht. Mein Körper und vor allem mein Innerstes waren ausgebrannt, einfach leer, als hätte mich jemand angezapft und langsam und qualvoll ausgesaugt. Jeder normale Mensch hätte sich gefreut, nach einem anstrengenden Tag – wie es heute wieder mal einer war – nach Hause zu kommen, doch mich kostete es immer wieder Überwindung, meine Wohnung zu betreten. Jeden Morgen war ich erleichtert, diesen so fremd gewordenen und verhassten Ort zu verlassen, und jeden Abend versuchte ich, meinen Feierabend irgendwie hinauszuzögern. Allein der Gedanke an die Einsamkeit in diesen mir einst so vertrauten Wänden drückte auf meine Stimmung.

Die schlimmsten Wochen meines Lebens lagen hinter mir, und dabei hatte das Jahr so gut begonnen. Mit gerade mal vierundzwanzig Jahren erhielt ich im Februar die Chance, bei Feister & Sohn in München als Innenarchitektin, meinem absoluten Traumberuf, mein Geld zu verdienen. Dieses Angebot, bei einer der renommiertesten Firmen arbeiten zu dürfen, konnte ich mir einfach nicht entgehen lassen. Selbst Ben, mein leicht egozentrisch veranlagter Freund, stand zu hundert Prozent hinter meiner Entscheidung. Das wunderte mich anfänglich ein wenig, bedeutete es doch, dass sich unser gemeinsames Leben entscheidend verändern würde. Meine Freude über diese Möglichkeit verdrängte das kurz auflodernde Misstrauen gegenüber meinem Lebensgefährten. Ich schrieb seine sehr auf sich selbst bezogene Art schon immer seiner Erziehung als verwöhntes Einzelkind zu, und da dies die einzige Unart war, die Ben an den Tag legte, konnte ich relativ gut damit leben. Natürlich gab es immer wieder Momente, in denen ich mich mit Ben wie im siebten Himmel fühlte, allerdings konnte ich sie an meiner rechten Hand abzählen, so selten gab es diese harmonische Zweisamkeit. Für mich war es in den Monaten, die ich mit ihm verbrachte, schon ein Highlight, wenn er mal den Frühstückstisch am Sonntagmorgen deckte. Im Laufe unserer zweijährigen Beziehung hatte ich einmal mehr gelernt, dass ich meine Bedürfnisse und Wünsche in den Hintergrund zu stellen habe, um mich nicht um jedes noch so kleine Glücksgefühl zu bringen.

Nach und nach wurde dieser Umstand unerträglicher, seinen Höhepunkt erreichte er, als Ben seinen Job verlor, weil er irgendwelchen Bockmist gebaut hatte. Bis heute bin ich nicht dahintergekommen, was wirklich vorgefallen war.

Die Gerüchteküche brodelte, es wurde von Stellenstreichung, Unterschlagung bis hin zu sexueller Nötigung gemunkelt. Ich schaltete meine Ohren auf Durchzug und glaubte seinen fadenscheinigen Ausreden.

Zu dieser Zeit war ich für nichts anderes aufnahmefähig, da ich mich inmitten meines ersten Projekts befand. Das Naturkundemuseum „Mensch und Natur“ beauftragte die Firma Feister & Sohn, eine komplexe Umgestaltung der Innenräumlichkeiten vorzunehmen, und mir wurde ein Teil der Leitung übertragen. Ich verlangte nicht viel von Ben, doch war es so verwegend, sich nach etwas Geborgenheit nach einem langen Arbeitstag zu sehnen? Leider sah die Realität anders aus, als ich sie mir in meinen Gedanken zurechtgesponnen hatte. Fast jeden Abend musste ich mir das gleiche Gejammer, die gleichen Fragen anhören, ob ich nicht wenigstens von unterwegs etwas zu essen hätte mitbringen können, wo und vor allem mit wem ich meine Zeit verbringen würde (mit ihm ja wohl nicht!), und zu guter Letzt ging es um Sex – der wäre auch nicht mehr das, was er mal war. Was war ich? Langweilig, eintönig, ohne jegliche Fantasie? Ich wollte einfach nicht streiten, denn ich brauchte meine Kräfte im Job. Und ich wollte mir einfach nicht von diesem faulen, egoistischen, seit Neuestem ständig Bier trinkenden Typen sagen lassen, wofür ich angeblich noch verantwortlich wäre. Die einzige Frage, die ich Ben an einem dieser ach so wundervollen Abende in sarkastischem Ton stellte, lautete: „Darf es denn noch ein Bier sein?“ Zu schade war jedoch nur, dass dieser Sarkasmus nicht bei Ben ankam, es kam nur ein „na klar“ als Antwort. Nach Luft schnappend drehte ich mich wutschnaubend um, um dieser verfahrenen Situation so schnell wie möglich zu entrinnen. Mein Körper wollte platzen vor Wut, gleichzeitig spürte ich einen Klumpen Eis in meiner Seele sitzen, der auch nach einer heißen Wanne nicht beginnen wollte zu schmelzen. Später lag ich dann in meinem Bett und versuchte mir zu erklären, was ich falsch gemacht haben könnte. Irgendwann nach Mitternacht schlief ich ein; es waren unruhige Nächte, Nächte voller wilder, aber auch schöner Träume, die eine tiefe Sehnsucht in mir weckten. Vieles vergaß ich am nächsten Morgen, doch sie veränderten langsam, Schritt für Schritt mein Leben.

Plötzlich, an einem Morgen, kam die Erkenntnis, dass dieser Mann nicht mehr zu meinem Leben gehörte. Während ich beim Arbeiten darüber nachdachte, wie ich Ben aus meinem Leben verbannen könnte, kam mir der Zufall zu Hilfe. Ich durfte erstmals meine Mittagspause zu Hause verbringen. Schon als ich den Schlüssel im Schloss drehte, überkam mich dieses seltsame Gefühl, dass mich etwas Unverhofftes erwartete. Ein Kribbeln durchzog meinen Körper. Der Weg zum Wohnzimmer war beschwerlich. Meine Füße fühlten sich an wie Blei, doch dann stand ich endlich an der Wohnzimmertürschwelle. Da sah

ich Ben nackt mit zwei ebenfalls nackten Frauen im Arm friedlich auf meinem Sofa schlafen. Ich war wütend, verletzt, empört, der Anblick ekelte mich. Ich wollte schreien, doch mein Mund war ausgetrocknet, als hätte ich ein Kilo Sand gefrühstückt. Mein ganzer Körper zitterte. Es war mir unmöglich, meine Blicke von dieser grotesken Szene abzuwenden, ich klebte mit meinen Augen an diesem Bild wie die Fliege am Fliegenfänger. Nach einer kleinen Unendlichkeit schienen meine Stimmbänder endlich in der Lage zu sein, einen Laut zu äußern. Der jedoch war so laut und voller Hass, dass ich vor mir selbst erschrak. Das Ende der Geschichte ist schnell erzählt: Der sonst so großspurige, egozentrische Ben war kleinlaut und ängstlich wie ein geprügelter Hund. Ich sah noch niemanden so schnell seine Sachen zusammenraffen und weglaufen. Ich fiel auf den nächsten Stuhl, mein Körper bebte und zitterte. Ich weinte, ich lachte, ich trat mit voller Wucht vor meinen Schrank, was mir zwar Schmerzen verursachte, aber nichts zum gewünschten Wutabbau beitrug. Ich fühlte mich gleichzeitig beschmutzt und dann wieder frei.

Das Klingeln meines Handys holte mich unsanft aus diesem Gefühlschaos heraus. Meine Mutter – noch so ein psychischer Pflegefall – rief mich an ...

Das Geheimnis

Sie klang anders als sonst, mit zittriger, fast weinerlicher Stimme bat sie mich um eine Unterredung. Eine Unterredung! Meine Mutter bat mich nie um eine Unterredung! Sie führte mit mir Unterhaltungen wie zwischen Freundinnen. Sie fand diesen, wie sie ihn nannte, Erziehungsquatsch immer blödsinnig. Ich glaube, die Siebzigerjahre hingen ihr immer noch nach. Sie liebte jegliche Art von Esoterik, versuchte jedem, der ihr über den Weg lief, aus der Hand zu lesen, angeblich träumte sie die Zukunft. Ich hielt nichts von diesem Quatsch. Umso mehr verwirrte mich ihr Gebrauch des Wortes „Unterredung“. So irritiert ich auch war, so sehr beunruhigte mich die aufgelöste Stimmung meiner Mutter am Telefon. Mein Blick auf die Uhr verriet mir, dass ich in zwei Minuten an der Arbeit sein musste – ein Ding der Unmöglichkeit. Ich entschied, mich für den Rest des Tages krankzumelden. Meine Konzentration wäre so oder so gen null gegangen. Außerdem war es Freitag, es hätte nicht mehr allzu viel zu tun gegeben. Folglich widmete ich mich meiner Mutter am Hörer und sagte, sie möge gleich bei mir vorbeikommen.

Nach etwa zwanzig Minuten klingelte es. Es war ein kurzes und zögerliches Klingeln. Nicht das lange und aufdringliche, welches ich eigentlich von meiner Mutter gewohnt war. Ich weiß nicht, aus welchem Grund sie diesen Klingelknopf immer so quälte, vielleicht eine Art Aggressionsabbau. Vielleicht sah aber auch nur so ihre Art aus, darauf aufmerksam zu machen, dass sie vor der Tür stand. Dennoch, an diesem Tag war das Läuten anders. Es klang fast ängstlich, wenn man ängstlich auf ein Klingeln projizieren kann.

Ich schleppte mich zur Tür, das vorher Geschehene immer noch in den Knochen. Eigentlich war ich für nichts aufnahmefähig, aber die Niedergeschlagenheit meiner Mutter am Telefon machte mir richtig Sorgen. Langsam, fast strauchelnd betrat sie meine Wohnung, ging durch den Flur und setzte sich mit letzter Kraft auf mein immer noch ausgezogenes, entweihtes Sofa. Ich stand etwas unschlüssig neben ihr und wusste nicht so recht, wie ich mit dieser mir völlig fremden Situation umgehen sollte. Schließlich bot ich ihr ein Glas Wasser an, in der Hoffnung, meiner Bewegungslosigkeit zu entfliehen. Meine Mutter lehnte dankend ab, bat mich aber, mich zu ihr zu setzen. Mein ganzer Körper wehrte sich gegen diese Vorstellung, meine befleckte, von irgendwelchen Tusies vollgeschwitzte Couch auch nur zu berühren. Meine Beine fingen wieder an, sich wie zu weich gewordenes Wachs anzufühlen. Bevor sich jedoch dieses

Meine Mutter

Am nächsten Morgen schlug ich meine Augen wieder auf und fühlte ich mich erstaunlich ausgeruht und entspannt. Die Sehnsucht nach dem Anhänger schien nicht im Geringsten gemindert, aber fiel es mir leichter, mir selbst diesen Wunsch zu verwehren.

Den vor mir liegenden Tag wollte ich genießen, schließlich war ich im Urlaub. Beim Frühstück beschloss ich, einen Ausflug zu unternehmen. In einem Prospekt aus dem Eingangsbereich des Hotels pries man die spektakulären Cliffs of Moher an. Demnach wäre es ein Vergehen, sich diese Klippen nicht anzuschauen. Der Flyer erreichte genau sein Ziel – meine Neugier war erwacht. Die Entfernung von Galway war nicht groß, und meine Vorfreude auf die bevorstehende Naturgewalt stieg minütlich. In meinem Kopf herrschte derzeit Ebbe, diese Phase beabsichtigte ich, so lange wie möglich auszukosten. Das Gedankenkarussell in meinem Kopf begann sich von ganz allein zu drehen. Nichts und niemand sollte mir den Tag verderben.

Gegen Mittag erreichte ich voller Spannung den Ort meines Kurztrips, steckte meine gekaufte Eintrittskarte in die Hosentasche und begann den Aufstieg zum ausgewiesenen Aussichtspunkt. Wie schon vermutet, wimmelte es an den Cliffs von Touristen aus aller Herren Länder. Menschen drängelten sich gegenseitig, nur um als Erste die breiten Treppen entlangzusprinten und somit die bestmögliche Sicht vom O'Brian's Tower zu erhaschen. Sollten sie sich ruhig schubsen, meine Intention bestand darin zu genießen. Je höher ich die Stufen stieg, desto stärker blies der Wind vom Meer aus in mein Gesicht. Meine Ohrspitzen begannen sich bereits wie Eiszapfen anzufühlen, als mir einfiel, dass meine für diese Jahreszeit zu dicke Jacke eine Kapuze besaß. Die nette Herbergsdame hatte mich noch vor meiner Abreise darauf hingewiesen, dass es stets sehr windig und kühl bei den Klippen sei. Dick eingemummelt trotzte ich den schon fast orkanartigen Sturmböen. Ohne zu drängeln oben angekommen, verschaffte ich mir erst einmal einen Überblick über das Gelände. Zuallererst bemerkte ich Tausende von Urlaubern – ich war ja auch eine davon, musste ich mir eingestehen. Zum Aussichtsturm führte ein mit Steinplatten eingefasster Weg. Das Bauwerk selbst war ein 1835 errichteter runder Natursteinbau, vor dem in Viererreihen die Menschen standen. Alle hegten den Wunsch, noch ein Stückchen höher als hoch zu sein. Mir reichte die Plattform vollends aus. Die Aussicht war gigantisch. Überwältigt starrte ich von einer zirka zweihundertdreißig Meter aus dem Meer ragenden Felsformation in die Tiefe. Von meinem

Wieder in Freiheit

Wohlbekannte Stimmen drangen an mein Ohr. Der Mann und die Frau schienen sich im Zwiegespräch zu befinden. Überraschterweise fühlte ich mich von einer lauschigen, wärmenden Behaglichkeit umgeben. Mein Kopf war auf einem angenehm weichen Fell gebettet, meinen Leib bedeckten mehrere schützende Decken. Solch wohliges Empfinden konnte ich schon seit einiger Zeit nicht mehr genießen. Es widerstrebte mir zutiefst, die gegenwärtige wohltuende Ruheposition aufzugeben oder nur die Lider zu öffnen, um die Aufmerksamkeit der beiden auf mich zu lenken. Meine neugierigen Ohren hingegen spannten sich weit auf, um dem Gespräch zu lauschen. Julius erhob gerade seine besorgte Stimme: „Sigrun, sie liegt hier nunmehr seit fünf Tagen, ihr Zustand hat sich keinen Deut verbessert. Was, wenn ihr zu sehr zugesetzt wurde und sie es nicht schafft?“

„Sicherlich ist ihr Zustand kritisch. Dennoch, Julius, ich bin guten Mutes. Seit gestern ist ihre Temperatur leicht gesunken. Sie spricht nicht mehr im Wahn. Das Schlimmste ist überstanden, der Zenit überschritten. Zu ihrem Glück schrieb Thea alles genau auf die kleinen Döschen, wofür welches Kraut und vor allem in welcher Dosierung es zu verwenden ist. Als ahnte sie, dass ich es bald benötigen würde. Wir haben alles richtig gemacht. Jetzt heißt es abwarten, ihr Körper und ihre Seele brauchen Erholung von der Marter. Diese Frau dort, Julius, ist stark, ihr Wille ist unglaublich“, ehrliche Zuversicht klang aus ihren Worten. Unterhielten sich die beiden tatsächlich über mich? Mir schien es vollkommen unglaubwürdig, niemals hatte ich fünf Tage meines Lebens verpasst. Andererseits glaubte ich, vor meiner Rettung dem Tod verdammt nahe gewesen zu sein. Meine Gedankengänge wurden jäh durch Julius neuerliches Wortergreifen unterbrochen. „Noch eins, Sigrun. Verrate mir endlich, für wen ich meine Haut aufs Spiel setze. Ich weiß nicht das Geringste über sie. Am Ende hat Herr Konrad von Marburg doch eine Teufelin aufgedeckt, bedenke nur das Mal.“

Obwohl meine Augen geschlossen waren, spürte ich den brennenden Blick des Grafensohns auf mir ruhen.

Sigruns Stimme überschlug sich fast: „Das sagte ich bereits, Thea ist meine Halbschwester, und schere dich nicht um das Zeichen.“

Geräuschvoll um Fassung ringend, hörte ich Julius tiefes Einatmen, ehe er antwortete: „Dieses Märchen kannst du den einfältigen Burgbewohnern erzählen, jedoch nicht mir. Verkauf mich nicht für dumm. Wie du bereits erwähntest,

auch ich habe ihren Worten, welche sie im Schlaf sprach, lauschen können“, sein wachsender Unmut spiegelte sich in dem Gesprochenen wider.

„Nun denn, die Wahrheit oder das, was ich dir sagen kann: Es ist wahr, Thea ist nicht meine Halbschwester. Wer sie ist oder woher sie kommt, steht nicht in meiner Befugnis, dir mitzuteilen. Die Frage kann nur von Thea selbst beantwortet werden. Doch sei gewiss, deine Entscheidung, mir zu helfen, ihr das Leben zu retten, war genau die richtige. Thea ist nichts von dem, was Konrad ihr anlastet. Das Böse und der Wahn stecken in ihm, nicht in dem lebenswürdigen Ding. Schau sie dir an, so sieht nicht das Unheilvolle aus.“ Nach kurzem Zögern setzte Sigrun ihre Rede nun bittend fort: „Was mich zu einem weiteren Anliegen bringt. Wenn Thea wieder bei Kräften ist, kann sie auf deine Unterstützung zählen, mit dem selbst ernannten Vertreter der Inquisition abzurechnen?“

Julius' donnernde Stimme schallte durch den Raum: „Sigrun, bist du verrückt? Es ist eine Sache, jemanden aus einer misslichen Lage zu befreien. Doch es ist völlig ausgeschlossen, einen Mann Gottes ohne ein rechtschaffenes Gericht zu verurteilen und zu strafen. Auch wenn er nach deiner Aussage ein unschuldig Weibsbild gefoltert hat, hat er das seiner Meinung nach nur in der Ausübung seiner Pflicht getan. Es gibt keine Anklagepunkte, deretwegen man ihn haftbar machen könnte. Mit meiner Hilfe rechne nicht, und dir verbiete ich es, dem Mann nachzustellen. Sorge lieber dafür, dass Thea so schnell wie möglich gesund wird, und dann bring sie in Sicherheit. Das ist mein dringlichster Rat für dich.“

Mit dem letzten Satz endete abrupt die Unterhaltung, schnaubend drehte er sich um. Schritte kamen in meine Richtung und blieben vor meiner Bettstatt stehen. Einige Atemzüge herrschte vollkommene Stille in dem Raum, der Geruch von nassem Stein stieg mir in die Nase, dann bemerkte ich das Knistern eines Feuers. Noch immer stand die Person direkt vor mir, ich wagte es nicht, auch nur zu blinzeln. Ausnahmslos überrascht spürte ich mit einem Mal eine sanfte Berührung in meinem Gesicht, mit einer langsamen Handbewegung wischte mir jemand betont zärtlich eine meiner lockigen Strähnen aus der Stirn. Ein Geruch von Pferd und Leder umgab ihn. Die wieder besänftigt klingende Stimme flüsterte mir zu: „Wer seid Ihr nur? Nichts weiß ich von Euch, einzig dass Ihr mein Innerstes verwirrt. Versprecht mir, werdet wieder gesund.“ Dann verschwand Julius und hinterließ ein heftig klopfendes Herz in meiner Brust.

Noch einige Zeit lag ich reglos, um die letzte Szene tief in mich einzusaugen. Erst dann begann ich mich allmählich zu rühren und signalisierte meiner Schwester im Geiste somit, dass ich das Reich der Lebenden wieder betreten hatte. Schon beim ersten Wimpernschlag sprang sie in meine Richtung und

lächelte über das ganze Gesicht: „Da bist du wieder. Wie fühlst du dich? Hast du Hunger?“

Mein Nicken ließ sie sofort davonrennen, um Sekunden später mit einer heißen Brühe bei mir zu sitzen. Stück für Stück nahm ich die Umgebung, in der ich mich befand, wahr. „Sigrun, befinden wir uns in einer Höhle? Deshalb dieser feuchte Geruch nach Stein, der mir in der Nase liegt.“ Um mich herum glitzerten die Wände rötlich durch die erhellenden Flammen des kleinen Feuers, welches ganz in der Nähe meiner Ruhestätte flackerte. Über der Glut brodelte in einem Kessel, der an einem Dreibein hing, die mir gereichte wohlschmeckende Suppe.

„Wir befinden uns in einer der zahlreichen Höhlen, die im Gebirge von Cufhausen vorhanden sind. Julius brachte uns hierher. Diese hier ist sehr klein, verfügt aber über eine Art Schlot. Was uns ermöglicht, im Inneren ein Feuer zu entfachen, ohne dass es einem die Luft zum Atmen nimmt. Außerdem ist der Eingang sehr versteckt. Hier sind wir bis zu deiner vollständigen Genesung vorerst in Sicherheit.“

Bittend reichte ich Sigrun meinen bereits geleerten Suppennapf in der Hoffnung, meinen erwachten Bärenhunger zu stillen. Ihr breites Grinsen bedeutete, dass es Nachschlag gab. Während sie mir die Schüssel füllte, bombardierte ich meine Retterin mit weiteren Fragen über meine Flucht, meinen Aufenthalt an diesem Ort, über unser weiteres Vorgehen, über Julius von Beichlingen. Meine Fragen nahmen kein Ende. Schließlich fehlten mir fünf ganze Tage meines Lebens. Nur mit Mühe und Not gelang es Sigrun, meinem Redefluss mit dem Versprechen, mir alles haarklein zu berichten, Einhalt zu gebieten.

„Sofort, nachdem Konrad mein Haus mit dir im Schlepptau verlassen hatte, traf ich die Entscheidung, nach Nordhausen zu gehen. In der Hoffnung, Julius von Beichlingen dort anzutreffen. Der König verweilte zu meinem großen Glück noch in der Stadt. Wie du ja sicherlich noch in Erinnerung hast, befindet sich der Grafensohn als Ritter im Gefolge von Rudolf von Habsburg. Mein Instinkt sagte mir, dass ich mit seiner Hilfe rechnen konnte. Schon nach einer knappen Schilderung der Sachlage war ich seiner Unterstützung gewiss. Die genauen Beweggründe verriet er mir nicht. Entweder wollte er seinem Vater ein Schnippchen schlagen, da dieser ein Verehrer Konrads ist, vielleicht aber auch, weil ich ihn um Hilfe bat. Wir kennen uns schon unser gesamtes Leben. Julius weiß, dass meine Gedanken stets ehrbar sind. Meiner Vermutung nach spielt allerdings noch ein weiterer Fakt eine tragende Rolle. Du faszinierst ihn, scheinbar kann er dich nicht mehr aus seinen Gedanken verbannen.“

Theatralisch verleierte ich meine Augen: „Behalte deine Hirngespinnste für

dich. Außerdem tut das nichts zur Sache. Wir sollten dankbar für seinen Dienst sein. Nun sprich weiter.“ In Gedanken fügte ich eine ehrliche Entschuldigung hinzu. Es tat mir außerordentlich leid, dass ich Julius von Beichlingen auf dem Marktplatz andere Beweggründe unterstellt, sogar eine Mittäterschaft in Betracht gezogen hatte.

„Nachdem dich die beiden Wachmänner wieder ins Verlies geschafft hatten, übergaben sie dich der Obhut des dritten Wachhabenden. Ihn außer Gefecht zu setzen ähnelte einem Kinderspiel.“ Mit einem Aufschrei des Entsetzens unterbrach ich die Berichterstattung: „Was habt ihr ihm angetan? Dieser Fremde gab mir Nahrung und eine Decke. Ohne ihn wäre ich nicht mehr hier.“ Aufgebracht zappelte ich umher. Sorgsam beruhigte mich meine Berichterstatteerin. „Mach dir keine Sorgen. Das Schlafmittel in seinem Weinbecher verursacht ausschließlich Kopfschmerzen.“ Erleichtert atmete ich auf.

„Der Burghof war leer. Konrad von Marburg gestattete es sich, ein kleines Festmahl abzuhalten, zu dem er natürlich die Grafenfamilie einlud. Sein Sieg über die Hure des Teufels musste doch in aller Frömmigkeit begossen werden. Die Wachhabenden erhielten zufälligerweise an diesem Abend eine Sonderration Met von der kleinen Hedda.“ Sigruns Augenzwinkern war unmissverständlich. „Während Julius dich aus dem Kerker holte, wartete ich ungeduldig mit den zwei Pferden vorm Westtor. Mit Mühe und Not platzierten wir dich vor ihm auf seinem weißen Schlachtross. Ein wahres Monster, riesengroß, die Fesseln mit langem Haar behangen. Wild schlugst du um dich, dein Geist weilte zu dieser Zeit bereits in fernen Gefilden. Als wir dich endlich im Sattel hatten, legtest du deinen Kopf willenlos an seine Schulter, und deine röchelnde Atmung ging in ein ruhigeres Pfeifen über.“

Inmitten Sigruns Schilderung blitzen immer wieder Fetzen des Ritts in meinen Gedanken auf. „Es regnete, hab ich Recht?“

Meine Schwester im Geiste nickte: „Du kannst dich erinnern?“

Mein Kopf schüttelte: „Nein. Einzelne Bilder flackern auf. Stand es tatsächlich so schlimm um mich, wie Julius behauptete?“

Tränen schossen ihr in die Augen: „Bis gestern bangte ich um dein Leben. Zu Beginn standest du an der Schwelle zum Tod, nur ein Hauch mehr, und der Kampf wäre verloren gewesen. Aber woher ...?“

Verlegen schaute ich auf den Höhlenboden: „Ich bin schon einige Zeit länger wach. Eure Unterhaltung konnte ich nicht überhören. Welchen Plan verfolgst du, damit diesem Bastard endgültig das Handwerk gelegt wird, wie stellen wir es an, ihn ein für allemal auszuschalten?“, gänzlich erregt über derlei Aussichten, zitterte meine Stimme vor Aufregung.